

MÀILI CAVANAGH



WENN LIEBE
EINE SÜNDE IST



WEIBSBILDER-VERLAG

Copyright © 2018 Weibsbilder-Verlag
All rights reserved.
1. Auflage: November 2018
ISBN-E-Book: 978-3-96192-099-0
ISBN-Druck: 978-3-96192-100-3

Weibsbilder-Verlag Catrin Kaltenborn

Krienitzstr. 1a, 06130 Halle / Saale
E-Mail: kontakt@weibsbilder-verlag.de
Internet: www.weibsbilder-verlag.de

Umschlaggestaltung: Dana Brandt

Text: Màili Cavanagh

Lektorat: Silvia Stödter

Korrektur: Bernd Frielingsdorf

Buch-Satz: Weibsbilder-Design

Kontakt zur Autorin

Facebook Autorenpage: Màili Cavanagh

Die Handlung ist frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären zufällig und nicht beabsichtigt.

Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen recherchiert, eine gewisse künstlerische Freiheit bei einigen Dingen habe ich mir jedoch herausgenommen. Die irische Stadt Feohanagh existiert tatsächlich. Sie befindet sich auf der Dingle-Halbinsel im County Kerry, in der Provinz Munster. Die Geschehnisse, die Größe, der Aufbau und die dort lebenden Menschen entspringen allerdings meiner Fantasie.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder eine andere Verwertung, auch auszugsweise, bedürfen der schriftlichen Genehmigung des Verlages.

Nur in unserer Fantasy ist ungeschützter Sex sicher. Schütze dich und deinen Partner, benutze ein Kondom!

Auch wenn Erotik nur einen kleinen Teil der Handlung ausmacht, ist dieses Buch ausschließlich für Leser, die volljährig sind und keinen Anstoß an der Darstellung sexueller Handlungen zwischen zwei Männern nehmen.

WENN LIEBE
EINE SÜNDE IST

MÀILI CAVANAGH

GAY HISTORICAL

Für Sonja – die immer an mich und dieses Buch geglaubt hat. Danke!

VORWORT

Die Große Hungersnot, auch „Great Famine“ oder auf Irisch „An Gorta Mór“ genannt, war die Folge der politischen Verhältnisse und mehrerer Kartoffelmissernten aufgrund eines Pilzes namens „Phytophthora infestans“ und kostete zwischen 1845 und 1851/1852 (manche Quellen nennen auch das Jahr 1849 als Ende der Hungersnot) schätzungsweise mehr als eine Million Iren das Leben. Staatliche Hilfe gab es kaum. Viele versuchten der Katastrophe zu entfliehen und wanderten auf sogenannten Coffin Ships nach Amerika, Kanada und Australien aus. Meist waren die Bedingungen auf den Schiffen so schlecht, dass nur wenige sie wieder verließen. Und nur selten erwartete sie das, was sie sich erträumt hatten.

KAPITEL 1

IRLAND, SPÄTHERBST 1844

*E*s gab kein Feuer, obwohl er es erwartet hatte.
Keine Flammen, die ihn verschlangen.
Keinen Qualm, der ihm den Atem nahm.
Keinen Schwefelgeruch.

Und dennoch waren da Schmerzen, tiefer, als er sie sich je hatte vorstellen können. So stark, dass er nur noch wimmern konnte. Denn diese waren nicht körperlicher Natur, sondern seelisch.

Er sehnte sich nach dem Segen einer gnädigen Bewusstlosigkeit, doch sie erlöste ihn nicht.

Er spürte die Gegenwart und Liebe Gottes – und gleichzeitig war ihm bewusst, dass er sie nicht verdiente, ihrer nicht würdig war.

Ein Wispern erklang.

Es waren Gebete, für ihn kaum zu vernehmen. Gläubige, die für die armen Seelen wie die seine beteten, damit sie geläutert wurden. Damit ihre Reue ihnen den Einzug in Gottes Himmelreich erlaubte; damit sie die ewige Seligkeit erfuhren.

Im Fegefeuer verlor die Zeit für ihn an Bedeutung. Ob nun hundert Jahre oder tausende vergingen ... Die, die dort ausharrten, so wie er, würden irgendwann aufsteigen.

Doch plötzlich griff eine Hand nach ihm und zog ... zog ihn in die Tiefe. Das Licht, das er gesehen hatte und das so nah gewesen war, entfernte sich.

Er schrie ...

Und wachte auf.

Es war dunkel in dem kleinen, alten Cottage. Und kalt. Es zog an allen Ecken und Enden durch die Ritzen in den Steinwänden. An einer Stelle tropfte Wasser durch das Dach aus Stroh, wenn es regnete und der Wind von Osten kam.

Bibbernd zog Ruadhán die dünne Decke ein Stück höher und drehte sich auf den Rücken.

In der Kammer nebenan hörte er seine Mutter. Wie jeden Morgen, seit er sich erinnern konnte, war sie vor ihm wach. Wahrscheinlich hatte sie sich auch schon angezogen und ihren Nachttopf geleert.

Ruadhán vernahm ihre leisen Schritte; wusste, sie schürte jetzt in der Wohnstube das Feuer im offenen Kamin, der einzigen Wärmequelle in dem Haus.

Kurz darauf roch es nach verbranntem Torf; ein schwerer, erdiger, unverkennbarer Geruch, der an allem haftete, was sie besaßen.

Mit einem Seufzen setzte Ruadhán sich auf und fuhr sich mit den Händen fahrig über das sommersprossige, ein wenig aristokratisch anmutende Gesicht mit der geraden Nase und den schmalen, geschwungenen Lippen sowie den hohen Wangenknochen. Dann erhob er sich und ging zur kleinen Anrichte, auf der eine alte Schüssel und eine Kanne standen. Das Wasser war vom Vortag, doch das interessierte ihn im Moment nicht. Er hatte keine Lust, sich frisches aus dem Brunnen zu holen, auch wenn die Kälte wahrscheinlich die Müdigkeit aus seinen Knochen vertreiben würde.

Er wusch sich hastig und zog sich an. Anschließend rasierte er sich, kämmte seine roten, widerspenstigen Haare und ging dann hinüber in den Raum, der den Lebensmittelpunkt ihres Hauses darstellte. Hier wurde gekocht und gegessen, hier hatte seine Schwester singend Schafwolle gesponnen, bevor sie geheiratet hatte und weggezogen war. Hier hatte sein Vater im schummerigen Licht jeden Abend aus der Bibel vorgelesen. Und hier hatten sie ihn aufgebahrt und die Totenwache gehalten, nachdem er vor drei Jahren gestorben war. Er, der einzige richtige Arzt im Umkreis von vielen, vielen Meilen, für den die Medizin Berufung statt Beruf gewesen war. Der Verlust hatte die Gegend und die Menschen, die hier lebten, zutiefst getroffen.

Das Herz wurde Ruadhán schwer, als er an ihn dachte. Sie hatten sich sehr nahegestanden. Besonders zuletzt, als er ans Bett gefesselt gewesen war.

Oft hatte er seinen Vater zu Hausbesuchen begleitet; bei Tag und manchmal auch bei Nacht, wenn nur eine Laterne ihren Weg beleuchtete. Das war nicht ungefährlich, aber Tadhg Maher war mit Leib und Seele Arzt gewesen.

Ruadhán seufzte erneut. Warum? Warum hatte Gott ihn so früh zu sich geholt? Er wusste, dass es keine Antwort darauf gab. Während er

rüberging, versuchte er sich auf die Aufgaben zu konzentrieren, die an diesem Tag vor ihm lagen.

Die Wand hinter der Feuerstätte war fast schwarz und schien mit jedem Jahr, das verging, noch dunkler zu werden.

Neben dem Kamin, in dem das Feuer brannte, fast flammenlos, dafür umso schwerer an Rauch und Glut, hatte er Torf gestapelt. Das einzige Brennmaterial, das ihnen zur Verfügung stand, denn Holz gab es auf der Insel kaum und war zu kostbar, um verfeuert zu werden.

Sein Blick wanderte zu seiner Mutter Aoife, die vor dem Kreuz kniete, das an der anderen Wand hing, und gerade ein Ave Maria betete: „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade ...“

Sie war eine gläubige Katholikin und kein Tag verging, ohne dass sie die 59 Perlen ihres Rosenkranzes durch ihre schwieligen, von Altersflecken übersäten Hände gleiten ließ.

Das harte Leben hier in dem rauen Klima hatte Spuren hinterlassen. Sie wirkte älter als 54 Jahre. Ihr Rücken war von der harten Arbeit auf dem Feld, das sie nebenbei bewirtschaftete, gebeugt; ihr Gesicht vom Wetter und den Sorgen gezeichnet.

Nachdem sie ihr morgendliches Ritual beendet hatte, erhob sie sich. Sie strich ihren ausgebleichenen Rock glatt und legte den Rosenkranz fast ehrfurchtsvoll in eine verzierte Schatulle zurück.

„Dia dhuit ar maidin, a máthair“, ¹begrüßte er sie wie jeden Tag.

Sie lächelte und küsste ihn flüchtig auf die Wange. „Ich wünsche dir auch einen guten Morgen, mein Sohn.“

Dann nahm sie den Eimer, der neben dem Tisch stand, in die eine Hand, die Laterne in die andere und öffnete die Tür. Sie quietschte in den Angeln und Ruadhán nahm sich zum hundertsten Mal vor, sie zu ölen.

Heute, heute würde er es endlich tun.

Im Stall gackerten die fünf Hühner, die sie besaßen und die seine Mutter nun rausließ. Dann würde sie die Eier einsammeln, sofern sie welche gelegt hatten, denn je kälter es wurde, desto weniger taten sie dies, und die Kuh melken. Zusammen mit dem kleinen Acker hinter dem Haus, auf dem sie Kartoffeln anbauten, und dem Gemüse- und Kräutergarten hatten sie einen bescheidenen Wohlstand.

1 Guten Morgen, Mutter!

Die meisten Menschen in Irland waren bitterarm. Sie lebten von der Landwirtschaft oder Viehzucht und teilten sich den Wohnraum mit Schweinen und Schafen, um sich im Winter gegenseitig zu wärmen. Die Insel war karg und gab nicht viel her. Zudem litten sie alle unter der Herrschaft und Willkür der Briten.

Nein, Gott hatte es nicht gut gemeint mit diesem seinem Land.

Im Laufe der Geschichte hatte es bereits unzählige Königreiche und Fürstentümer gesehen.

Mittlerweile waren die Iren fremd im eigenen Land.

Ruadhán wusste um jedes Penal Law, mit dem ihnen immer mehr Rechte geraubt worden waren ... 1691 erließ das englische Parlament ein Gesetz, das Katholiken aus sämtlichen Staatsämtern, dem Parlament, allen Universitäten und selbst dem Militär verbannte – sowohl in Irland als auch in England. 1695 folgte ein Verbot, kriegstaugliche Pferde und Waffen zu besitzen. Man schloss sogar die katholischen Schulen in Irland. Zwei Jahre später wurden Katholiken aus Rechtsberufen ausgeschlossen und Bischöfe des Landes verwiesen. Kein Katholik durfte mehr protestantisches Land durch Heirat, Erbe oder Vormundschaft übernehmen, ab 1704 untersagte man ihnen auch noch den Kauf und die Langzeitpacht. 1728 entzog man ihnen zudem das passive Wahlrecht.

Ein paar ganz mutige Lehrer unterrichteten im Geheimen und trafen sich mit ihren wenigen Schülern an abwechselnden Orten. Wer erwischt wurde, dem drohten harten Strafen.

Ruadhán hatte Glück gehabt. Ihm waren noch ein paar Jahre vergönnt gewesen. Danach hatten seine Eltern ihn und seine Schwester unterrichtet, soweit sie konnten. Es war nicht viel gewesen, aber besser als gar nichts. Mathematik. Geografie. Latein.

Sein Vater stammte ursprünglich aus Dublin, wo er, nach einem Studium im schottischen Edinburgh, im Meath Hospital als Arzt gearbeitet hatte. Er kam aus einer der wenigen gut situierten Familien Irlands, die es verstanden hatten, sich mit den Engländern zu arrangieren. Seit seiner Geburt war es der Wunsch seiner Eltern gewesen, dass Tadhg Maher in die Fußstapfen seines Vaters treten sollte. Doch er verliebte sich in eine seiner Patientinnen, die wegen eines Lungenleidens im Meath Hospital war. Als er ihr in ihre Heimat nach Feohanagh folgte, erzürnte das Ruadháns Großvater so sehr, dass dieser mit seinem Sohn Tadhg brach. Erst auf seinem Totenbett konn-

ten sein Großvater und sein Vater ihren Frieden miteinander schließen und als letzte Geste seines guten Willens verschaffte er Ruadhán einen der wenigen und sehr begehrten Studienplätze an der University of Edinburgh Medical School.

Doch kurz vor seinem Abschluss musste er nach Hause zurückkehren. Sein Vater hatte einen Schlaganfall erlitten. Seine rechte Seite war seitdem gelähmt. Er hatte Sprachstörungen, konnte sich nicht mehr lange konzentrieren und vergaß vieles. Anfangs hegte Ruadhán noch die Hoffnung, dass sich diese Dinge bessern würden. Doch sie taten es nicht. Und so blieb er, übernahm nach und nach die Patienten seines Vaters und später, nach einem weiteren Schlaganfall, der seinen Vater nun gänzlich ans Bett fesselte, auch die Aufgaben als Familienoberhaupt.

Er öffnete eines der Fenster und ließ die frische Morgenluft herein; atmete tief ein und schloss kurz die Augen.

Bald würden die ersten Patienten kommen.

Verwandte, Freunde, Nachbarn, manchmal auch durchreisende Fremde. Leidende Menschen, für die er doch nichts tun konnte. Es lag nicht an mangelnden Fähigkeiten oder an den fehlenden Medikamenten. Sondern daran, dass die Menschen arm waren.

Als seine Mutter zurückkehrte, nahm er ihr den Eimer mit Wasser und die Eier ab und stellte alles zur Seite. Er beobachtete, wie sie das Frühstück vorbereitete. Es gab für jeden eine Schüssel mit Porridge. Ein einfaches Gericht aus Hafermehl, das mit Wasser und Milch gemischt und mit Honig gesüßt wurde. Sofern man welchen hatte.

Ihre Bewegungen waren langsamer als sonst, fast ungelent. Vorsichtig griff Ruadhán nach ihrer rechten Hand, deren Gelenke gerötet und geschwollen waren. Die Gicht machte jeden ihrer Schritte, jeden Handgriff zur Qual. Doch trotz ihrer Krankheit ließ sie es sich nicht nehmen, ihm zu helfen.

„Setz dich bitte, máthair“, bat er sie.

Der alte Stuhl knarrte unter ihr, obwohl die schwere Arbeit sie ausgezehrt hatte.

Unter offensichtlichen Schmerzen zog sie das Tuch enger um ihre Schultern zusammen, faltete die Hände und senkte den Blick. Seine Mutter sprach dann leise das Tischgebet, das beide schließlich mit einem gemeinsamen „Amen“ beendeten.

Ohne sie danach anzusehen, begann Ruadhán zu essen.

Warum dankte sie einem Gott, der so viel Ungerechtigkeit und Leid zuließ?

Warum glaubte sie immer noch an die Güte jenes Herrn, der ihnen so viel aufgebürdet hatte?

Warum hatte er ...?

Nein, diesen Gedanken wollte Ruadhán nicht zu Ende führen.

Er hatte schon zu viel darüber nachgedacht, ohne eine Antwort gefunden zu haben, und würde wohl niemals erfahren, weshalb Gott ihn anders gemacht hatte als die anderen.

Der Traum der letzten Nacht kam ihm in den Sinn.

Das Fegefeuer ... Eigentlich kam nur jemand in das Fegefeuer, der in der Gnade Gottes starb, aber noch nicht gänzlich geläutert war. Als arme Seele verbüßte man hier den Zeitraum, den man benötigte, um seine Sündenstrafen abzusitzen und die Heiligkeit zu erlangen, die einem den Zugang zum Himmelreich ermöglichte.

Er war sich ziemlich sicher, dass, egal wie viele Menschen für ihn beteten, er auf jeden Fall in die Hölle kam. Denn wer sich so versündigt hatte wie er, hatte nichts anderes verdient.

„Worüber denkst du nach?“

Erschrocken zuckte Ruadhán zusammen. Er zwang sich zu einem Lächeln und rührte verlegen, nach einer Ausrede suchend, mit dem Holzlöffel in dem Porridge herum. „Ich dachte nur an den alten O'Regan“, antwortete er schließlich.

Eine Lüge.

Und noch eine Sünde mehr.

Egal.

Sie würde bei all den anderen nicht mehr ins Gewicht fallen. Schließlich konnte man nur einmal sterben und in die Hölle kommen.

Seine Mutter nickte verstehend. Dabei fiel eine Strähne ihres einst schwarzen, mittlerweile ergrauten Haares aus ihrer Haube in ihre Stirn. Hastig steckte sie sie zurück.

„Sie haben das Urteil gesprochen, nicht wahr?“

„Ja. Er soll morgen hingerichtet werden. Wegen angeblichen Landesverrates!“ Bitterkeit schwang in seiner sonst so ruhigen Stimme mit. „Ich frage mich, wie ein über 70-jähriger, gehbehinderter und fast tauber Mann das hätte bewerkstelligen sollen!“

Aiofe lächelte traurig. „Er ist ein Patriot; ein Mann, der auf sein Land stolz ist und die Engländer zum Teufel wünscht.“

„Ja“, stimmte er ihr zu und sah aus dem Fenster. Dabei dachte er an all das Leid, das die Briten schon über sie gebracht hatten.

Die Engländer ließen das Land ausbluten, behandelten die Menschen wie Sklaven. Selbst das Vieh hatte es unter ihnen besser. Dabei lebten sie nicht einmal hier. Als sogenannte Absentee Landlords residierten die Grundherren zumeist in England. Die irischen Bauern waren Pächter oder im schlimmsten Fall nur Unterpächter. Fast alles, was sie anbauten, wurde ihnen weggenommen und verschifft. Ihnen selbst blieb kaum etwas. Der Boden war schlecht und die Parzellen so klein, dass ihnen nur die anspruchslose Kartoffel als Grundnahrungsmittel blieb.

O ja, es hatte Aufstände gegen die Unterdrücker gegeben.

1569 in Munster, 1595 in Ulster.

Die Rebellion von 1796 ...

Doch jedes Mal waren sie die Verlierer gewesen. Jedes Mal war es danach schlimmer geworden. Wo sollte das alles noch hinführen?

Ein Klopfen an der Tür unterbrach seinen Gedankengang. Seine Mutter erhob sich, um zu öffnen, doch Ruadhán schüttelte den Kopf.

„Lass mich.“ Er stand auf und berührte sie sanft an den Schultern.

„Ruh dich aus.“

„Aber ...“

„Ich ruf dich, wenn ich dich brauche, ja?“ Er wollte nicht, dass sie sich nutzlos fühlte, aber ihre Gesundheit war ihm wichtiger.

Sie nickte widerstrebend.

Ruadhán ging forschen Schrittes zur Tür. Es war Kilian Mac Dhuibhinse, der Dorfschmied. Mit schmerzverzerrtem Gesicht schlurfte er herein und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Es gab kein Behandlungszimmer wie bei den Ärzten in den großen Städten, sondern nur eine durch eine aufgehängte Decke abgetrennte Ecke im Raum.

„Was kann ich für dich tun, Kilian?“

Verlegen starrte der Mann auf seine Schuhe, die schon wesentlich bessere Zeiten gesehen hatten. Aber immerhin besaß er welche.

„Ich ...“ Er kratzte sich an der Nase. Offenbar war ihm sein Anliegen peinlich. Er war nicht der Erste, und er würde vermutlich auch nicht der Letzte sein.

Wohl oder übel musste sich Ruadhán mit einem Frage-Antwort-Spiel vortasten. Nun, zumindest konnte er Wunden oder Ähnliches schon mal ausschließen. Es dauerte nicht lange, bis er einen Verdacht hatte.

„Hast du Schmerzen beim Wasserlassen?“

„Hm.“

Ruadhán deutete das als ein Ja.

„Ist es ein Brennen?“

Ein Nicken.

„Musst du oft raus? Meist nachts?“

„Mhm.“

Er stellte noch ein paar weitere Fragen, bis er sich sicher war. Zum Schluss untersuchte er Kilian Dhuibhinse noch und sah sich den Urin an, der dunkel und trüb war.

„Du hast nur eine Blasenentzündung“, diagnostizierte er schließlich. Der Schmied atmete erleichtert aus.

„Hier.“ Er gab ihm einen Beutel mit getrockneten Cranberrys. „Zusätzlich musst du viel trinken und halt dich warm.“

Kilian Mac Dhuibhinse nickte und stand auf. „Danke, Doktor“, murmelte er. Dann wühlte er in seiner Hosentasche nach ein paar Münzen und platzierte sie auf den niedrigen Tisch, auf dem er vor ein paar Minuten selbst noch gelegen hatte. „Ich, äh, mehr habe ich momentan nicht, Doktor.“

Die Farthings bildeten nicht mal die Hälfte seines üblichen Honorars. Dennoch nahm er sie, ohne etwas zu sagen.

Er hatte Arzt werden wollen, um den Menschen zu helfen; um Leid zu lindern, nicht um reich zu werden. Viele seiner Patienten konnten ihn gar nicht bezahlen. Stattdessen erhielt er von ihnen Lebensmittel oder Tiere. Einmal war sogar eine kleine Katze dabei gewesen, die mittlerweile ausgewachsen war und ihre Speisekammer mäusefrei hielt.

„Tut mir leid“, murmelte der Schmied.

„Schon gut. Meine alte Enya braucht sowieso bald neue Hufeisen.“

Kilian Mac Dhuibhinse nickte noch einmal und verabschiedete sich dann hastig.

Ruadhán hörte, wie er draußen noch ein paar Worte mit seiner Mutter sprach, während er die Feder in die Tinte tauchte und einen Eintrag in sein Tagebuch machte.

Später reparierte er das Dach und ölte die Tür.

KAPITEL 2

IRLAND, FRÜHJAHR 1845

Die Sonne schien und ein leichter Wind brachte das Geräusch von Wellen, die sich an den steilen Klippen der Insel brachen, an Ruadháns Ohr.

Er war mit seinem Einspänner unterwegs, um ein paar Hausbesuche zu machen.

Als Erstes hatte ihn sein Weg zur alten Saoirse Caoimháin geführt, die vor Kurzem ihr Augenlicht verloren hatte. Sie war dadurch auf Hilfe angewiesen und deswegen zu ihrem Sohn gezogen. Vor drei Tagen war sie gestürzt und hatte sich das linke Fußgelenk gebrochen. Es verheilte nicht gut, was in ihrem Alter kein Wunder war. Ruadhán bezweifelte, dass sie sich je wieder vollständig von diesem Unfall erholen würde.

Ihre Schwiegertochter saß bei ihr, als er kam. Sie unterhielten sich aufgeregt. „Haben Sie das auch gehört, Doktor?“

„Was?“ Ruadhán blinzelte verwirrt. Es gab viele Gerüchte derzeit, allerdings hatte er keine Ahnung, welches davon die beiden gerade am Wickel hatten.

„Na, das von diesem ... diesem ... Oh, ich wage gar nicht, seinen Namen auszusprechen!“ Saoirse Caoimháin rang die Hände.

„Von Adair Dunne.“ Ihre Schwiegertochter erhob sich während ihrer Antwort und machte Ruadhán Platz.

Adair Dunne ... Der Name kam ihm irgendwie bekannt vor. Dann fiel ihm wieder ein, wer Dunne war. Ein fahrender Händler, der gelegentlich nach Feohanagh kam.

„Ist ihm etwas passiert?“

„Nun, passieren wird ihm etwas, diesem ... diesem ... Unmensch! Auspeitschen werden die Engländer ihn. Aber wenn Sie mich fragen, Doktor, ist das noch zu wenig.“

„Wieso? Was hat er getan?“

„Sich versündigt hat er! Oh!“ Sie schüttelte den Kopf. „Man hat ihn und den jungen Flann Mullan zusammen erwischt, wie sie ...“ Die alte Frau wurde tatsächlich rot. „Dinge taten, die Männer ...“

„Saoirse! Ich bitte dich! Du kannst doch nicht gegenüber dem Doktor solch ein Thema erwähnen!“

„Natürlich kann ich das!“ Ihre Rechte tastete über die Bettdecke, bis sie Ruadháns linken Unterarm fand.

Ihm war die Berührung unangenehm, aber er entzog sich ihr nicht.

„Wenn jemand beim Knaben schläft wie beim Weibe, die haben einen Greuel getan und sollen beide des Todes sterben; ihr Blut sei auf ihnen. So und nicht anders steht es in der Bibel. Also sollten beide ihre vorgesehene gerechte und gottgewollte Strafe erhalten. Nicht wahr, Doktor?“

Ruadhán presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen und wusste nicht, was er antworten sollte. Schließlich schluckte er seine aufkommende Wut herunter und nickte. „Ja ...“

Seine Maske bröckelte; sein Herz blutete. Doch er konnte nicht anders als lügen, wollte er Teil dieser Gesellschaft bleiben.

Dann war er noch bei den O'Brians gewesen, deren zweijähriger Sohn sich durch kochendes Wasser verbrüht hatte.

Seine letzte Station waren Ciara und Oisín Foley. Da es Mai war, und somit Zeit der Schafschur, wusste er sie draußen auf der Weide.

Der ganze Stolz und die Lebensgrundlage der beiden waren ihre Galway-Schafe. Sie hatten die Tiere bereits zusammengetrieben und als Ruadhán die zwei fand, war Oisín gerade dabei, die Schere am Hals eines Tieres anzusetzen. Die Kunst bei der Schur war es, die Wolle möglichst dicht an der Haut und in einem Stück herunterzuschneiden. Pro Schaf kamen bis zu vier Kilo zusammen.

Ruadhán sah, dass die Schafe wohlgenährt und die Wolle sauber und trocken war – die besten Voraussetzungen also für das Vorhaben der Foleys. Zwar hatte er nie selbst ein Schaf geschoren, aber er hatte seinen Patienten immer aufmerksam zugehört.

Ein paar Meter weiter kümmerte sich Ciara um die Weiterverarbeitung. Über einem Feuer hatte sie in einem großen gusseisernen Kessel Wasser erhitzt, worin sie das Vlies eine Weile schwimmen ließ. Dann spülte sie es säuberlich aus und hängte es zum Trocknen auf. Später würde sie es noch kämmen und anschließend wegpacken, denn das Spinnen und Färben der Wolle war eine Arbeit, die sie an den langen Winterabenden erledigen würde. So wie tausend andere Frauen auch.

Sie lächelte und wischte sich mit einem Zipfel ihrer dreckigen Schürze den Schweiß von der Stirn, als sie Ruadhán erblickte. Nachdem sie sich die Hände abgetrocknet hatte, nahm sie ihn in die Arme. „Guten Morgen, Ruadhán. Was führt dich her?“

„Oh, nichts Bestimmtes. Ich war nur gerade in der Nähe.“

Er setzte sich zu ihr und nahm dankend das Stück Brot entgegen, das sie ihm reichte.

Sie kannten sich seit vielen Jahren; ihre Eltern waren Freunde.

Natürlich war Oisin in die Fußstapfen seines Vaters getreten und Schafzüchter geworden. Die Tiere gaben ihnen alles, was sie zum Leben brauchten: Milch, Wolle und Fleisch. Was sie nicht selbst verwerten konnte, verkauften sie.

Oisin war Anfang 30 und somit in seinem Alter. Seine erste Frau war zusammen mit ihrem gemeinsamen Sohn im Kindbett gestorben.

„Hast du das von den McClellands gehört?“, fragte sie.

Der Wind frischte auf und bauschte ihren Rock auf, den sie hastig verlegen wieder glättete.

Ruadhán schüttelte den Kopf. „Nein. Was ist mit ihnen?“

„Das Schiff, auf dem sie waren, soll gesunken sein“, antwortete Oisin anstelle seiner Frau, während er sich dazugesellte. Auch er setzte sich und trank einen Schluck Wasser.

Entsetzt starrte Ruadhán ihn an. Er hatte die McClellands gekannt, wie fast alle Bewohner ihres Dorfes.

Ciara schniefte und wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Augenwinkel. „Angeblich hat nur ein Dutzend Menschen überlebt“, flüsterte sie.

Oisin legte einen Arm um sie, zog sie zu sich heran und küsste sie zärtlich auf die Schläfe.

Für einen Moment durchfuhr Ruadhán eine Welle der heißen Eifersucht.

Er war neidisch auf ihr Glück, auf ihre Liebe. Eine Liebe, die er nie erfahren würde. Denn für Männer wie ihn gab es in diesem Land, zu dieser Zeit kein Glück. Keine Zukunft. Dieses Wissen versetzte ihm einen Stich ins Herz.

Es war nicht so, dass er anderen ihr Glück nicht gönnte. Aber er war wütend. Wütend auf sich, dass er nicht fähig war, diese Gefühle abzuliegen, die nicht sein durften. Die nicht dem Glauben entsprachen, in dem er erzogen worden war; der dieses Land prägte und beherrschte. Die Bibel verdammt die gleichgeschlechtliche Liebe.

Er kannte alle Stellen in der Heiligen Schrift, die ihm verboten, so zu sein, wie er war. Die ihm vor Augen hielten, dass er in Sünde lebte, dass er unrein war.

Wie oft hatte er sonntags in der Kirche den Pfarrer darüber predigen hören, über Sodom und Gomorrha, über die Verteufelung dieser Abartigkeit? Wie oft hatte der Geistliche damit gedroht, dass all jene, die sich dem gleichen Geschlecht hingaben, in der Hölle landen würden? Er war froh, dass sein Vater zeit seines Lebens nichts davon mitbekommen hatte. Es hätte ihm das Herz gebrochen. Gleichzeitig verspürte er noch immer Verbitterung darüber, ihn all die Jahre lang belogen zu haben. Natürlich hatte sein Vater ihn öfter darauf angesprochen, dass er noch keine Familie gegründet hatte, obwohl es längst Zeit dafür gewesen wäre.

Er hatte sich stets rausgeredet. Dass er die Richtige noch nicht gefunden habe.

In Wahrheit gehörte sein Herz seit jeher nur einem: Liam Slane. Er war der Besitzer des örtlichen Pubs. Sie sahen sich, so oft sie konnten. Ruadhán nutzte jede Gelegenheit, um ihn zu besuchen. Und so war er im Laufe der Jahre ein Stammgast im „Cloverleaf“ geworden. Er kannte wahrscheinlich jeden Stuhl und jeden Kratzer auf jedem Tisch. Dennoch – Intimitäten waren eine Seltenheit. Zu rar waren die Möglichkeiten, unbeobachtet zu sein; zu groß die Gefahr, erwischt zu werden. Denn nicht nur die Engländer hatten ihre Augen und Ohren überall.

„Sie hatten vier Kinder“, flüsterte er. Etwas, das er nie haben würde.

„Ja.“ Ciara nickte. „Vier Mädchen.“

„Über 300 Menschen sollen ertrunken sein“, setzte Oisín hinzu.

„Oh mein Gott!“ Ruadhán war entsetzt. 300 Menschen ... Das war unvorstellbar. Das war anzahlmäßig mehr als die Bevölkerung manch eines Dorfes.

„Die armen Seelen!“ Ciara knetete ihre Hände. „Für immer verloren ... Wahrscheinlich ist es so schnell gegangen, dass sie nicht einmal Zeit hatten, um eine letzte Beichte abzulegen.“

Die drei schwiegen für ein paar Minuten. Ruadhán vermutete, dass Ciara stumm für die McClellands betete.

„Es gehen immer mehr“, sagte Oisín irgendwann in die bedrückende Stille hinein, die nur durch das Blöken der Schafe und Vogelgezwitscher unterbrochen wurde.

„Ja.“ Auch Ruadhán hatte das bemerkt.

Wer konnte, kaufte sich ein Ticket für eines der Schiffe in die Neue Welt. Dort sollte alles anders sein. Besser vor allem.

Wie verzweifelt mussten diese Männer und Frauen sein, um ihre Heimat zu verlassen und sich mit nichts als ein paar Habseligkeiten den Gefahren der Überfahrt und einer ungewissen Zukunft in einem fremden Land zu stellen?

Aber er konnte sie verstehen. Die Unterdrückung durch die Briten, das Versprechen auf ein besseres Leben ...

Ein Land des Überflusses und der Freiheit sollte Amerika sein. Auch Menschen wie er sollten dort angeblich Platz haben und ihre sexuellen Neigungen ausleben dürfen.

Es war zu schön, um wahr zu sein.

Für ihn war eine Auswanderung keine Option. Er würde nie ohne seine Mutter gehen und diese war gesundheitlich so angeschlagen, dass sie vermutlich nicht einmal die ersten Tage auf See überleben würde.

Er blieb noch eine Weile, ehe er wieder aufbrach und sich auf den Weg nach Hause machte.

Am Samstag traf er die beiden erneut. Sie waren, genau wie er und viele andere, nach Feohanagh gekommen, um dort das Ende der Schafschur zu feiern. Es war ein fast warmer Abend und über allem lag der Geruch von Torffeuern.

Sean O'Higgins, Eoin Brosnan und Timothy Murphy spielten auf ihren Fideln ein altes irisches Lied, zu dem bereits einige tanzten, als Ruadhán hinzukam.

Überall war Gelächter zu hören. Die Stimmung war ausgelassen und Ruadhán ließ sich davon anstecken. Er sang laut, wenn auch falsch mit, als die Umherstehenden ein neues Lied anstimmten, und gab sogar nach, als Muirenn Tully ihn an der Hand nahm und mit sich zum damhsa leithleach zog, einem Tanz, bei dem traditionell vier Paare miteinander tanzten.

Sie sah zu ihm auf, während er verzweifelt versuchte dem Takt hinterherzukommen. Nein, ein begnadeter Tänzer war er nun wirklich nicht. Das wusste er. Sie ließ sich jedoch nichts anmerken. Im Gegenteil. Obwohl er ihr andauernd auf die Füße trat, himmelte sie ihn geradezu an. Er zwang sich dazu, zu lächeln und höflich zu bleiben, auch wenn er es hasste, diese Maske aus Lügen tragen zu müssen. Seine Fröhlichkeit schwand von Minute zu Minute und er schickte ein Dankgebet zum Himmel, als Eoghan Boland ihn ablöste. Auch wenn der Blick, den sie ihm zuwarf, alles andere als freundlich war.

Leicht genervt bahnte Ruadhán sich einen Weg durch die Menschenmasse in Richtung Pub. Alle paar Meter begrüßte ihn jemand, er schüttelte Hände, ließ sich umarmen und kam nicht umhin, wollte er nicht unhöflich erscheinen, stehen zu bleiben und sich zu unterhalten.

Nicht selten musste er sich eine Krankengeschichte zum hundertsten Mal anhören. Natürlich blieb er freundlich und gab gute Ratschläge und so wurde es spät, bis er sich zur Theke durchgeschlagen hatte und dort endlich ein Bier in den Händen hielt.

Liam war seinem fragenden Blick ausgewichen. Frustriert trank Ruadhán einen Schluck. Es war zu viel los und das Risiko zu groß, bei einem Stelldichein erwischt zu werden. Das hatte er sich fast gedacht und dennoch gehofft. Umso bitterer war die Enttäuschung. Umso tiefer die nagende Eifersucht auf die anderen, die wieder in ihm aufstieg. Er versuchte seine Gefühle mit einem weiteren Bier zu ersäufen und starrte anschließend auf den Boden des Glases, als lägen dort die Antworten auf all seine Fragen.

Sie taten es nicht.

„Willst du nicht zu uns an den Tisch kommen, Ruadhán?“

Es war Neil Walsh, ebenfalls ein Schafzüchter, der ihn an der Schulter berührte und einlud.

Ruadhán zögerte und überlegte. Schließlich kam er zu dem Schluss, dass er nichts Besseres vorhatte, außer verloren an der Theke herumzustehen, und nickte. Er folgte Walsh und nahm auf dem letzten freien Stuhl Platz.

„... Frau hat einen Gemüsegarten angelegt. Mit Zwiebeln und Rüben.“ Ruadhán hörte nur mit einem halben Ohr zu. Seine Aufmerksamkeit galt vielmehr Liam, den er misstrauisch beobachtete. Wie lange stand er jetzt schon bei Thomas Phelan? Hatte er ihn schon immer so ... begierig angesehen?

„Rüben?“ Comgal Healy verzog angewidert das Gesicht.

Siollán Maguire schüttelte verständnislos den Kopf. Er war weit über 60 und hatte schon so einige harte Zeiten miterlebt. „Sich nur auf eine Sache zu verlassen kann gefährlich sein. Und wenn die Kartoffelernte einmal schlecht ist? Was machst du dann?“

Healy winkte ab. „So was kommt vor. Aber dafür wird das darauffolgende Jahr besser.“

Maguire seufzte. „Mögest du recht haben mit deinen Worten.“

„Jetzt hört auf Trübsal zu blasen! Wir sind schließlich hier, um zu feiern!“ Neil Walsh hob sein Glas. „Slàinte!“

„Slàinte!“

Auch Ruadhán stieß mit ihm an; die Bedienung hatte ihm in der Zwischenzeit ein neues Glas Bier gebracht.

Liam war mittlerweile wieder hinter der Theke. Sein Blick allerdings wanderte nach wie vor rüber zu Thomas. Begehrend, versprechend. So hatte Liam auch ihn oft angesehen, bevor sie zusammen in seine Kammer gegangen waren.

Ruadhán verging endgültig die Lust am Feiern. Kurz war er versucht, Liam hier und jetzt zur Rede zu stellen. Doch seine Vernunft siegte und so suchte er Trost im Alkohol, auch wenn seine Angst noch lediglich eine Befürchtung war.

„Habt ihr das von Great Yarmouth mitbekommen?“, fragte Walsh irgendwann.

„Nein. Was soll da gewesen sein?“

„Ich habe gehört, dass da fast 80 Menschen gestorben sein sollen, weil sie von einer kippenden Hängebrücke in den Fluss gefallen und ertrunken oder von Trümmern erschlagen worden sind. Die Engländer haben momentan kein anderes Gesprächsthema.“

„Was interessiert es dich, was in England passiert?“

„Genau! Nur ein toter Engländer ist ein guter Engländer!“ Fergus O’Keeffe spuckte auf den Boden. „Sie sollen von unserer Insel verschwinden und auf ihre eigene zurückkehren, diese verdammten Ausbeuter!“

„Fergus!“, raunte Walsh warnend.

„Was? Ich lass mir nicht den Mund verbieten, weder von dir noch von diesen Hurensöhnen! Sollen sie doch ihre eigenen Leute unterdrücken und ausbeuten!“

„Hör auf, Fergus! Man dreht sich bereits zu uns um!“

Wütend schlug O’Keeffe mit der Faust auf den Tisch und sprang auf.

„Sympathisierst du etwa mit denen? Mit diesen Schweinen, die uns ...“

„Es reicht!“ Auch Healy war aufgestanden. Er fasste seinen Freund am Oberarm. „Du bist betrunken! Geh nach Hause!“

Aber Fergus O’Keeffe riss sich ungehalten los.

Ruadhán sah sich um. Sie waren im Fokus der Aufmerksamkeit der anderen. Und das war gar nicht gut. Wenn irgendjemand gehört hatte,

was Fergus gesagt hatte, und das weiter gab ... Es waren schon Männer für weniger von den englischen Besatzern hingerichtet worden.

Die Mitglieder der Royal Irish Constabulary hatten überall ihre Augen und Ohren. Die Männer agierten vor allem auf dem Land und ahndeten den geringsten Verstoß.

Liam kam auf sie zu. Doch ehe er O'Keeffe erreichte, entweder um ruhig mit ihm zu reden oder ihn vorsorglich gleich aus dem Pub zu werfen, entbrannte zwischen Fergus und Neil eine Schlägerei. Statt die zwei auseinanderzubringen, feuerten die anderen sie an, während Liam verzweifelt versuchte das Ganze zu beenden.

Immer mehr Menschen strömten in den Pub. Es hatte sich anscheinend herumgesprochen, dass es hier etwas zu sehen gab.

Ruadhán wurde zur Seite gedrängt und bekam die zwei Streithähne erst wieder zu Gesicht, als Fergus bewusstlos am Boden lag. Er seufzte. Was für ein Ende für einen Abend, der eigentlich nett begonnen hatte.